

Taking its cue from a variety of popular songs of the Great War, the show proceeds on the lines of early 20th century seaside entertainments. As he takes pains to point out, the active audience response to the lively presentation might also be traced to the striking topicality of this “unconventional solution” to a universal issue. When ›Oh What a Lovely War‹ appeared on the stage in the critical year of 1963, it was generally received as a show-piece on the futility of war.

The futility of war – The polysemic title of the book calls to mind the image of the “theatre of war” in canto 78 of Ezra Pound’s Pisan Cantos, which closes with the dictum “there are no righteous wars”.

›The Theatre of War‹ is an extremely thorough, highly rewarding, and inspiring book, which should initiate further studies in a hitherto neglected field.

Herbert Foltinek (Wien)

Heißer Streit und kalte Ordnung. Epochen der Querelle des femmes zwischen Mittelalter und Gegenwart, hrsg. von FRIEDERIKE HASSAUER unter Mitarbeit von KYRA WALDNER, WOLFRAM AICHINGER, ANNABELL LORENZ, NIKOLAOS KATSIVELARIS, Göttingen (Wallstein) 2008, 435 S.

Seit mehr als einem Jahrzehnt liefert die Wiener Forschungsgruppe um Friederike Hassauer wesentliche Impulse zur Untersuchung der *Querelle des femmes*, wobei sie ihr besonderes Augenmerk – in diesem gesamt europäischen, seit dem 14. Jahrhundert geführten Streit um die Frauen – auf die Iberoromania legt. Der nun vorliegende neue Sammelband zu diesem Thema trägt mit seinem breit gefassten Spektrum an Einzelbeiträgen weitere exemplarische Steinchen in jenem großen Mosaik von Stimmen, Themen und Argumentationen vom Mittelalter über die Aufklärung bis in unsere Gegenwart zusammen.

Schon vor der Lektüre der einzelnen Aufsätze provoziert der Titel des Sammelbandes zum Nachfragen: Was meint eigentlich die *kalte Ordnung* im Gegensatz zum *heißen Streit* in dieser *Querelle des femmes*? FRIEDERIKE HASSAUER erklärt dieses Wortspiel in ihrer inspirierenden Einleitung (11–46), indem sie die jahrhundertealte Ordnung der Geschlechter als sedimentierte „Formationen von Wissen, Institution, Repräsentation und Identität“ (24) liest, die durch querellistische, auf Wahrheit und Gerechtigkeit zielende Einwürfe punktuell erhitzt und damit begrenzt verformbar wird, um dann wiederum mit neuen vermeintlichen Gewissheiten und veränderten wirkungsmächtigen Interpretationen zu erstarren. Insofern erweist sich die *Querelle des femmes* als beständige strategische Verhandlung und Verschiebung von geschlechtlichem Ordnungswissen und Argumentationssträngen, was im Sinne Foucaults als Dispositiv verstanden werden kann. Dieser Bewegung – sowohl auf der Grundlage subjektiver Aussagen als auch auf der Ebene der Diskurse – widmen sich verschiedene Aufsätze des Sammelbandes. Den weiteren Beiträgen liegen andere Ebenen in dieser machstrategischen Auseinandersetzung zugrunde: In ihnen werden entweder die institutionellen Auswirkungen der *Querelle des femmes* auf unterschiedliche Zugangs- und Teilhabemöglichkeiten der Geschlechter untersucht oder subjektive Verortungen einzelner Protagonistinnen und Protagonisten beleuchtet (24ff.).

Der erste Teil des Sammelbandes widmet sich mit fünf Beiträgen der Epoche des Mittelalters. Den Auftakt macht WOLFRAM AICHINGER (49–62) mit seinen Überlegungen zum Verhältnis von Sinneswahrnehmungen und geschlechtlichen Konnotationen, die er anhand der populären, Ende des 14. Jahrhunderts entstandenen Abhandlung ›Lo Libre de les dones‹ (›Das Buch der Frauen‹) des katalanischen Franziskaners und Universitätsprofessors Francesc Eiximenis anstellt. In diesem Werk wird die seit der Antike herrschende abendländische Hierarchie der Sinne fortgeschrieben: Sehen und Hören als noble, männlich bedeutete Sinnesfähigkeiten zum Gebrauch des Verstandes erheben sich dabei über Riechen, Schmecken und Tasten als minderwertige, weiblich markierte Sinne mit ihrer Verhaftung im Körperlichen. Als ordnungsstörende Neuerung des Spätmittelalters gesteht Eiximenis den Frauen jedoch – auch in Abgrenzung zu dem sich parallel abzeichnenden Wandel hin zu einer sinnlich betonteren Alltagspraxis – nunmehr zu, spirituelles Hören und Sehen erwerben zu können.

ROSANNA CANTAVELLA (63–73) beschäftigt sich in ihrem Aufsatz mit einer im 14. Jahrhundert anonym entstandenen katalanischen Übersetzung der lateinischen Fazetie ›Moribus et vita‹, die – von der Ovid'schen ›Ars amandi‹ inspiriert – junge, sexuell unerfahrene Männer in Liebespraktiken einführen soll. Dabei kann sie zeigen, dass sich in der Übersetzung im Gegensatz zum annähernd zweihundert Jahre zuvor verfassten Original die didaktische Gewichtung von der Benennung von Tugenden hin zur Warnung vor Lastern entwickelt. Die derart veränderte Darstellung der Liebespraktiken wird in der katalanischen Version sodann mit einer deutlich ausgeweiteten misogynen Schmährede gerechtfertigt, die sich an zahlreichen bekannten Topoi jener Zeit abarbeitet.

Der folgende Beitrag von ISABELLA TOMASSETTI (74–104) belegt beispielhaft, dass im Verlauf des 15. Jahrhunderts weibliche Stimmen Eingang in die traditionell von männlichen Stimmen dominierte höfische Dichtung Kastiliens finden, welche bis dahin geltende weibliche Idealisierungen von Schweigsamkeit und Zurückhaltung durchbrechen. Die zumeist dialogischen Texte zwischen einem Ritter und seiner angebeteten Dame verleihen dem konventionalisierten höfischen Liebeskodex wirkungsmächtig Ausdruck, indem sie die Protagonistin nicht als unerreichbares Wesen erscheinen lassen, sondern das Bild einer nachsichtigen und mitfühlenden Frau zeichnen. Diese querellistische Verschiebung wird von der sprachlichen, stilistischen und semantischen Nobilitierung der weiblichen Rede begleitet.

REBECA SANMARTÍN BASTIDA (105–119) spürt in ihrem Aufsatz den Strategien des Widerstandes weiblicher Stimmen in dem 1438 von Alfonso Martínez de Toledo verfassten Traktat ›Arcipreste de Talavera‹ (›Erzpriester von Talavera‹) nach. Dieser als Predigt gegen die weltliche Liebe angelegte Text steigert sich zur exemplarischen Beweisführung misogynen Stereotypisierungen des Mittelalters, indem die wortreiche, flüchtige Oralität weiblicher Rede als Kontrast zur religiösen Skriptualität in den Text eingebracht wird. Diese Strategie erweist sich jedoch als destabilisierend für den Text, da die Kontrolle der weiblichen Stimme nicht gelingt. Vielmehr überschwemmt die ungezähmte weibliche Rede durch Spiegelungen, Nachahmungen und wiederholende Echos die Predigt des Erzpriesters, was die Intention des Textes letztlich aushöhlt.

Den letzten Beitrag zum Mittelalter liefert ANA VARGAS MARTÍNEZ (120–129). Sie beschäftigt sich mit dem ›Libro de las claras y virtuosas mugeres‹ (›Buch der berühmten und tugendhaften Frauen‹) von Álvaro de Luna, welches zu einer Reihe von Traktaten von Männern zur Verteidigung der Frauen gehört, die Mitte des 15. Jahrhunderts auf Anraten der Königin María am Hofe von Juan II. entstehen. Diese Schriften sind um die Würde der Frauen und die Anerkennung des weiblichen Intellekts bemüht und argumentieren

damit, dass Laster und Tugenden nicht geschlechtsspezifisch determiniert seien, sondern vielmehr auf den zeitgenössischen Sitten beruhten. Auch wenn dabei die bestehende Hierarchisierung der Geschlechter keineswegs in Frage gestellt wird, erweist sich diese philogynen Auftragsliteratur, die sich in einem variantenreichen gesamteuropäischen Kontext verorten lässt, dennoch als querellistische Verwerfung in der Ordnung der Werte und Autoritäten.

Der zweite und umfangreichste Teil dieser Aufsatzsammlung firmiert unter dem Titel „Neue Zeiten – Renaissance, Latinitäten, Klassiken“ und umfasst zehn Beiträge zum 15. und 16. Jahrhundert. Zuvorderst widmet sich MARÍA-MILAGROS RIVERA GARRETAS (133–142) dem Werk von Teresa de Cartagena, zu dem auch der erste von einer Frau verfasste *Querelle*-Text in kastilischer Sprache ›Admiración de las obras de Dios‹ (›Bewunderung der Werke Gottes‹) gehört. Die Untersuchung macht deutlich, dass in diesen Texten das in jener Zeit eigentlich überholte theologische Modell der ‚zwei Unendlichkeiten‘ in der feudalen Kosmogonie fortgeschrieben, jedoch mit neuen Konzepten belegt wird: Der Begriff *materia primera* wird dabei in einen Gottesbegriff überführt, der nunmehr das schöpferisch weibliche Prinzip darstellt, während Gottvater zum schöpferisch männlichen Prinzip wird.

ROBERT FOLGER (143–154) zeigt sodann anhand der Mitte des 15. Jahrhunderts von Pedro von Portugal verfassten ›Sátira de infelice e felice vida‹ (›Satire über das unglückliche und glückliche Leben‹), dass die *Querelle des femmes* auch wesentlich zur Konstituierung von Männlichkeit beigetragen hat. In dieser *novela sentimental* berichtet ein unglücklich Liebender von seiner unerwiderten Leidenschaft in der höfischen Tradition des Liebesdienstes und erhebt aus seinem effeminierenden Leiden heraus Anklage an die Geliebte, die zur generellen Verwerfung des weiblichen Geschlechts gerät. Über einen inszenierten Schreibakt, der die konventionalisierte Lobpreisung der Geliebten aufgreift, gelingt ihm jedoch letztlich die Abkehr von der selbstentmächtigenden Unterwerfung – der Autor gewinnt seine Autorität zurück und bestätigt damit seine männliche Geschlechtsidentität.

Es schließen sich zwei aufeinander bezogene Beiträge zum Verhältnis von Latinität und Geschlecht an. EVA CESCUTTI (155–167) führt aus, dass Latein im 16. Jahrhundert in Europa in vielen Bereichen gegenüber den Volkssprachen auf dem Rückzug ist, gleichwohl erweist sich die Kenntnis dieser Sprache als zentraler Indikator für Bildung, insbesondere für die querellistisch viel diskutierte Bildungsfähigkeit der Frauen, und eröffnet die alleinige Möglichkeit der Partizipation am säkular-humanistischen Schriftbetrieb. Da den Frauen der Zugang zu Wissensinstitutionen jedoch versperrt bleibt, ist dieser Kompetenzerwerb einer kleinen Minderheit im familiären Umfeld vorbehalten. Die Bedeutung des Lateinischen im Kontext weiblicher Gelehrsamkeit illustriert SUSANNE THIEMANN (168–182) dann anhand der für ihre Zeit ungewöhnlich gebildeten Toledanerin Luisa Sigea, deren exzellente Sprachkenntnisse nur bei gleichzeitiger Betonung ihrer Tugend öffentlich gelobt werden können.

Der nachfolgende Aufsatz von ANITA TRANINGER (183–205) untersucht Rhetorizität und Toposhaftigkeit der *Querelle des femmes* anhand der Texte ›De nobilitate et praecellentia foeminei sexus‹ (›Adel und Vorrang des weiblichen Geschlechts‹) von Cornelius Agrippa aus dem Jahr 1509 und ›Le nobiltá, et eccellenze delle donne‹ (›Adel und Vortrefflichkeit der Frauen‹) von Lucrezia Marinella aus dem Jahr 1600. Dabei wird deutlich, dass im damaligen Streit der Geschlechter Stereotype und Klischees keineswegs nur starr repetiert werden, sondern ein und derselbe Topos mit verschiedenen Werturteilen gefüllt werden kann, umgekehrt aber auch verschiedene Topoi ein Argument stützen können.

Daran anschließend beschäftigt sich JOSEPH S. FREEDMAN (206–217) mit den Aussagen über Frauen in den Lehrbüchern des deutschen Philosophen Clemens Timpler am Anfang des 17. Jahrhunderts. Dieser vertritt eine eher gemäßigte Position zwischen zwei Extremen, die Frauen weder das Menschsein abspricht noch sich in Lobreden ergießt. Dementsprechend kann das grundsätzlich defizitäre weibliche Wesen in Ausnahmefällen ansonsten Männern vorbehaltene Aufgaben übernehmen.

MARY ELISABETH PERRY (218–229) zeigt alsdann für das Spanien des Goldenen Zeitalters, dass es auch Frauen am Rande der Gesellschaft gelingt, das ihnen sozial auferlegte Schweigen zu durchbrechen. Dazu liest sie die aus Inquisitionsprotokollen überkommenen Worte der Sklavin Juana und die Autobiografie von Ana de Jesús, welche unter Wahrung des Anscheins äußerer Konformität die bestehende Ordnung herausfordern und unterlaufen.

URSULA JUNG (230–255) zielt mit ihrem Beitrag darauf ab, die Novellistik der *María de Zayas y Sotomayor* in der Argumentationslinie der *Querelle des femmes* zu verorten. Dazu vergleicht sie den 1647 entstandenen Text ›Desengaños amorosos‹ (›Enttäuschungen der Liebe‹) mit dem italienischen Traktat ›Il merito della donna‹ (›Das Verdienst der Frauen‹) von Moderata Fonte aus dem Jahr 1600 und stellt heraus, dass die Spanierin mit ihrer Erzählung ganz offensichtlich an die weiblich geprägte Texttradition zur Verteidigung der Frauen anschließt und diese fortschreibt.

Auch VITTORIA BORSÒ (256–282) widmet sich in einem größeren epistemologischen Kontext den erfolgreichen *novelas ejemplares* der *María de Zayas y Sotomayor*. Ihr Beitrag erhellt anhand der Novelle ›El prevenido engañado‹ (›Der gewarnte Betrogene‹) die Konstituierung des geschlechtlichen Subjekts und seiner Transformationen im Szenario literarischer Gattungen durch die Exklusion und Inklusion des Anderen und zeigt daran, wie die Macht der Diskurse durch Strategien der Imitation destabilisiert wird. Dergestalt werden diese Erzählungen zu einem querellistischen Brennpunkt Spaniens im 17. Jahrhundert, der die vermeintliche Natürlichkeit der vorherrschenden Ordnung der Geschlechter in Frage stellt.

Im letzten Beitrag des zweiten Teils der Aufsatzsammlung befasst sich MARGO GLANTZ (283–306) mit der mexikanischen Dichterin Sor Juana Inés de la Cruz, die im ausgehenden 17. Jahrhundert für ihre bemerkenswerte Gelehrsamkeit vielfach zu einer weiblichen Ausnahmeerscheinung stilisiert wird, wodurch jedoch letztlich die bis dahin andauernd gültige aristotelische Doktrin weiblicher Defizienz nur Bestätigung findet. Entgegen dieser Auffassung streitet Sor Juana für ihr beständig in Abrede gestelltes Recht als Frau, sich ihres Verstandes zu bedienen und öffentlich das Wort ergreifen zu dürfen. Solchermaßen versucht sie in ihrem außergewöhnlichen Erkenntnisdrang und ihrer Experimentierfreudigkeit, aus dem Wissen weiblicher Alltagswelt naturwissenschaftliche Gesetzmäßigkeiten abzuleiten und in ihren Schriften zu vermitteln.

Der dritte und letzte Teil des Buches unternimmt mit sechs weiteren Beiträgen den großen Schritt von der Aufklärung in die Moderne. Eingangs liest CATHERINE DAVIES (309–327) die vielgestaltigen und zahlreichen Beiträge der zwischen 1790 und 1793 erschienenen peruanischen Zeitung ›Diario de Lima‹ (›Tageblatt von Lima‹), die entweder auf die moralische Belehrung der Frauen zielen oder diese satirisch, burlesk verhöhnen. Dabei zeigt die Analyse zweier vordergründig querellistisch scheinender Texte, dass in ihnen darüber hinaus auch die Kolonialregierung aus kreolischer Sicht kritisiert und in Frage gestellt wird. Insofern erheben diese an ein aufgeklärtes Publikum gerichteten Ausführungen einen doppelten Machtanspruch, als sie die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse einfordern und zugleich die männliche Vorherrschaft postulieren.

Im daran anschließenden Aufsatz zeichnet FRÉDÉRIQUE MORAND (328–343) das Leben der gelehrten Dichterin María Gertrudis Hore (1742–1801) nach, die als Kind wohlhabender Kaufleute in Cádiz aufwächst, später den Geschäftspartner ihres Vaters heiratet und dann mit 35 Jahren vermutlich wegen ehelicher Untreue gezwungen ist, ins Kloster zu gehen. Um den verschiedenen Wendungen ihres Lebens auf die Spur zu kommen, unternimmt Morand eine autobiografische Lektüre ihres leidenschaftlichen Werks, in welchem sie die ungleichen Rechte der Geschlechter anprangert, die im Namen der männlichen Ehre ihren legitimen Anspruch auf Liebe und Glück vereiteln.

MARGOT BRINK (344–364) diskutiert alsdann in ihrem Beitrag die vorherrschende These, dass sich im Verlauf der Aufklärung die Wahrnehmung der Geschlechter von der cartesianisch inspirierten Gleichheit hin zur hierarchisch strukturierten Komplementarität verändert. Anhand von Zitaten aus Texten der beiden Frühaufklärer Poulain de la Barre und Benito Jerónimo Feijóo und der beiden Spätaufklärer Antoine-Léonard Thomas und Gaspar Melchior de Jovellanos zeigt sie sowohl für den französischen als auch für den spanischen Kontext, dass die jeweiligen Argumente der bisher oftmals nur gegensätzlich wahrgenommenen Diskurse durchaus anschlussfähig sind und dialogisch aufeinander verweisen.

Wie sehr die querellistischen Einreden im post-revolutionären Amerika denen in Europa ähneln, verdeutlicht ASTRID M. FELNER (365–378) in ihrem Beitrag zum damals nur kurzzeitig und auch nur vereinzelt aufflammenden Egalitätsdiskurs. Die eher philosophisch-literarisch geführte Geschlechterdebatte über Wesen, Natur und Status der Frau steht deutlich im strategischen Zusammenhang mit der Konstituierung der neu gegründeten Republik, um dergestalt die auf gleiche Rechte für alle Menschen zielenden Verheißungen der Unabhängigkeitserklärung und der Verfassung nunmehr auch für die Frauen einzufordern.

Auf die bis in unsere Zeit ungebrochene Brisanz der Themen der *Querelle des femmes* verweist nachfolgend CLAUDIA LEITNER (379–408), indem sie den zeitlebens andauernden Geschlechterstreit zwischen José Ortega y Gasset und der argentinischen Autorin und Verlegerin der Zeitschrift ›Sur‹ Victoria Ocampo argumentativ nachvollzieht. In dieser transatlantischen Auseinandersetzung wird der alte Streit um Körper, Seele und Geist, um die Fähigkeiten der Geschlechter und um die Besetzung des öffentlichen Raums unter gewandelten Rahmenbedingungen des 20. Jahrhunderts neu verhandelt.

Abschließend untersucht SUSANNE DÜRR (409–426) den 1988 erschienenen Band ›Quevediana‹ der spanischen Lyrikerin Amparo Amorós, die darin in 31 Sonetten das post-frankistische Chaos der Geschlechter satirisch austrägt. Mit dem offensichtlichen Bezug auf Francisco de Quevedo verortet sich die Autorin in der Tradition der querellistischen Schmäherei des Goldenen Zeitalters, kontrastiert jedoch nunmehr misogynie Stereotypisierungen mit der scharfen Verspottung und karnevalesken Herabsetzung des spanischen Mannes.

Der vorliegende Sammelband bietet – zusammenfassend – interessante Erkenntnisse sowohl über Themen, Argumente und Orte als auch über Akteurinnen und Akteure des Streits um die Frauen, der sich zunehmend als Streit um die Geschlechter entpuppt. Jedoch ergeben die hier besprochenen anregenden 21 Steinchen des großen Mosaiks gemeinsam noch kein richtiges Bild genereller Verschiebungen im geschlechtlichen Ordnungswissen vom Mittelalter bis in unsere Zeit. Dies lässt uns mit Spannung die angekündigte Monografie von Friederike Hassauer zur spanischen *Querelle des femmes* erwarten.